

## Allein in einem Raum

Wenn zum Beispiel nur einer in einem Raum ist, dann hat er die Möglichkeit, „nichts zu tun als zu warten“ — auf eine andere Person, auf eine Veränderung des Raumes. Beides ist angelegt im Titel des neuen Hörstückes von Franz Mon, für das er zusammen mit der amerikanischen Fluxus-Künstlerin Alison Knowles den diesjährigen Karl-Sczuka-Preis erhielt.

„Text“, so schrieb der konkrete Poet Mon 1968 in „Akzente“, „ist jede geordnete Gruppierung von Sprachzeichen, seien es Laute oder Buchstaben.“ Das gesprochene Wort ist ihm unabdingba-

rer Bestandteil einer Poetik der modernen Künste, die die angestammten Gattungsbegriffe „links liegen zu lassen“ hat, um offen zu sein für Texte, die unabstreitbar literarisch sind, sich aber jenseits üblicher Grenzmarkierung befinden. Dazu zählen auch die im neuen Hörspiel vertretenen Arbeiten im Spannungsfeld zwischen Literatur und Musik, etwa die „sound poetry“ einer Alison Knowles, die „phonetische Poesie“ eines Gerhard Rühm, die „Lautdichtung“ eines Ernst Jandl. Mit ihrer „Multimedialität“ bleiben sie traditioneller Kritik und Wissenschaft ebenso

vorenthalten wie die Texte im Bereich zwischen bildender Kunst und Literatur, etwa die Schriftbilder eines Heinz Gappmayr oder die konkreten Texte von Franz Mon.

Nun ist die Zeit des vehementen Experiments längst zur Epoche erklärt, sind deren Versuche be- und verurteilt worden, gilt deren Fortsetzung nicht selten als unbelehrbares Epigonentum. Nur wenige der experimentell genannten Autoren haben ihrem „innovativen“ Schreiben Kontinuität geben können. Manche haben vollends zu schreiben aufgehört, andere haben Neues erprobt, sich angeglichen, ausgeglichen. Auch der Fließtext Franz Mons, der seinem vom WDR produzierten Hörstück zugrunde liegt, besitzt längst nicht mehr jene bloße Materialität von Sprache, die seine früheren Arbeiten aufwies. Sprache findet nun in ganzen Sätzen statt, in Sätzen zumal, die nicht mehr nur Zitate aus dem Sprücheinventar der Versatzsprache sind, sondern deutlich gestaltete Wortketten. Dennoch ist diese Sprache auch Material geblieben, hat sie auch sich selbst noch zum Gegenstand, erhält aber ungleich mehr verweisende, mitteilende, instrumentelle Funktion.

Nur vorschnelle Gutachter mögen hierin einen Rückschritt erkennen oder den bloßen Rückgriff in die verstaubte Kramkiste der konkreten Poesie. Mons Hörstück ist die mehr oder weniger konsequente Weiterentwicklung seiner bisherigen Arbeit. Sie wirkt — allerdings ohne erklärt-aggressiven Experimentcharakter — immer noch gegenläufig, widersetzt sich der Rezeptionsgewohnheit, ohne sie mit didaktischem Anspruch zu attackieren. Es zeigt sich das Bemühen um eine neue Synthese dessen, was zuvor analytisch in seine Bestandteile zerlegt wurde.

Das Textgeflecht aus „artikulierter Rede“ und „emotionalen Äußerungen“, intoniert von zwei männlichen und zwei weiblichen Stimmen (Christian Brückner, Matthias Ponnier, Wiltrud Fischer, Gisela Saur-Kontarsky), wirkt „hypothetisch“, weil der Text und dessen Wahrnehmung grundsätzlich nur im Möglichen bleibt, sich nirgendwo festmachen läßt, Vermutung ist, Assoziation. Dabei erzeugen Stimmführung und -anordnung eine stetige Imagination von Räumlichkeit. Es entsteht ein Hörraum, in dem sich der Text abspielt, und ein Spielraum, in dem sich die möglichen Geschichten ereignen. Denn trotz der nicht darstellenden, sondern auf sich selbst verweisenden Spra-

che können durchaus Geschichten entstehen im Assoziationsfeld dieser fließenden Sätze, die zunehmend ausufernd, bedrohlich werden und den Raum ertränken, den sie selber zuvor erzeugten.

Es sind Geschichten, die in den scheinbar dialogischen Monologen der vier Stimmen entstehen. Geschichten vor allem, die zunächst noch bunt und bildreich sind, gegen Ende aber bedrohlich eindeutig werden, sich zu einem einzigen Bild zusammendrängen. Die zunehmende Länge der einzelnen Redepassagen besorgt die Einengung des Phantasieraumes: War zu Beginn noch von „bloßen Wunschbildern, Projektionen, Spiegelungen, Halluzinationen“ die Rede, bleibt am Schluß nur das Bild dessen, der sich verstrickt hat in dem, was er selber einfädelte: „Je länger du an dem Faden hängst, desto geringer ist dein Spielraum geworden. Doch es scheint dir undenkbar, unmöglich, das Knäuel sausen zu lassen, da du es doch warst, der es erfunden und bis zu solcher Größe entwickelt hat.“

Das ist so treffend wie allgemein. „Du siehst schon“, heißt es schließlich, „mit der Zeit wird dir über den Kopf wachsen, was du hervorbringst.“ Dieses „Du“, das „allein in einem Raum“ und doch von so vielen umgeben ist, kann Franz Mon, ebensogut auch jeder Hörer sein. (Sendung des Hörspiels mit einer Einleitung von Franz Mon: 2.11.82, WDR—3, 21.00 Uhr.) KARL H. KARST